

Mundart im Religionsunterricht

Autor(en): **H.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **26 (1939)**

Heft 13: **Sprachpflege und Mundart**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-534769>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von „Brauchtum“ und andern Sprachunsitten

Als Göring nach dem 30. Juni 1934 vor Pressevertretern Erklärungen über die berüchtigten Ereignisse dieses Tages abgab, brauchte er das Wort „Weiterungen“. Seither hat dieses Wort den Weg in alle deutsche Gaue gefunden; auch in der Schweiz hat es Heimstatt gefunden in Presse und öffentlicher Rede. In der Seminarzeit wurde jedes Wort, das irgendwie gallischen Anklang besass, mit roter Tinte als Fehler gekennzeichnet. Das mochte seine Berechtigung haben. Wir konnten aber daneben „-heiten“ u. „-keiten“ u. „-schaften“ u. „-tumen“ u. „-ungen“ nach Herzenslust, das war auch berechtigt; und je mehr wir „-ungten“, desto näher dünkten wir uns jener Gilde, die in Wort und Zeitung und Radio das grosse Wort führt. Das ist heute kaum besser geworden. Ich weiss, diese Wörter sind nicht zu umgehen. Hüten wir uns aber, sie zu lieben, zu bewundern, zu glauben, erst durch sie bekomme unsere Schreibweise das nötige Rückgrat. Im Gegenteil, sie geben unserem Stil einen muffigen Gehalt. Sie mögen ihre Leben weiterfristen dort, wo sie es begonnen: in Kanzlei, Amtsstube und Gerichtsgebäude. Aber sie gehören als Ausdrucksmittel nicht unbedingt in die Rede, nicht massenweise in die Presse und selten ins Buch, das auf Literaturwert Anspruch macht.

Wir können zwar die erwähnten Silben nicht alle auf die gleiche Stufe stellen. Mit den hellen „-heit“, „-keit“ und dem männlichen „-schaft“ lassen sich gute, ja sehr schöne Neuworte schaffen. Hingegen sollen wir die charakterlosen „-tum“ und „-ung“ auf der Seite las-

sen, wo es nur geht. Der moderne Mensch nimmt das Wort „Sühne“ nicht mehr in den Mund, er muss „Genugtuung“ haben. „Sühne“ ist deutlich, ist auch hart, ist Wirklichkeit, an der es nichts zu deuteln gibt; wie weich, wie unbestimmt nimmt sich daneben „Genugtuung“ aus, ganz abgesehen von der Hässlichkeit dieser Wortschöpfung. (Warum nicht Wortgeschöpfes?)

Jedes Unwort, das irgend ein deutscher Führer am Radio spricht, übernehmen auch manche Schweizer kritiklos. Hören Sie die beiden Sätze aus einer Luzerner Landzeitung: „Der Mitbürger X führte uns in einem ausgezeichneten Lichtbildervortrag ein Stück Heimateerde mit seinem Brauchtum vor Augen. Möge es dem Herrn X vergönnt sein, durch solche Vorträge viel zu wirken für schweizerisches Volkstum.“ Setzen Sie im ersten Satz „Gebräuche“ ein für „Brauchtum“, lesen Sie den Satz so und anders laut durch, und Sie werden hören, welch heller Ton mit „Gebräuchen“ in den Satz hineinkommt. Jawohl, „Volkstum“ steht im Duden, auch „Weiterungen“ finden Sie dort. Aber der Duden ist keine Stilistik und will es nicht sein.

„A die u, die Herren!“ Geht man dem Verbreiter dieser entarteten Grussform auf die Spur, so findet man ihn todsicher in der Gestalt einer netten Serviertochter. Lassen wir uns diesen Gruss nicht bieten! Er ist sprachlich ein Unding, entspringt preussischem Offiziersjargon und ist schweizerischem Wesen zuwider.

M. W.

Religionsunterricht

Mundart im Religionsunterricht

Tatsächlich wird bei uns im Religionsunterricht die Mundart sehr häufig gebraucht; in den untern Klassen der Volksschule ist sie wohl herrschend, während in den obern Klassen der Volksschule die Schriftsprache

vorherrscht. Es ist gut so; und wir werden uns vor einer allzustarken Veränderung dieser Situation hüten müssen.

Die Mundart ist unsere eigentliche Muttersprache. Was in ihr gesprochen wird,

atmet den Geist der Heimat und der Geborgenheit; die Schriftsprache ist für uns Deutschschweizer eine Fremdsprache, die allerdings mit unserer Muttersprache sehr enge verwandt ist. Aber sobald sie vom gewöhnlichen Volke angewandt wird, geht der Sprecher auf Stelzen; der Ausdruck wird meistens steif und kalt, die mütterliche und heimelige Atmosphäre ist verschwunden. Die Dürre und Trockenheit des Schulmeisters steht gerne etwas dahinter. Wenn wir daher heimelig und vertraulich sprechen wollen, reden wir die Mundart; wenn wir aber einmal offiziell und feierlich sprechen sollen, dann wenden wir unwillkürlich die Schriftsprache an.

Die Religion soll dem Kinde lieb und teuer werden. Je tiefer es in ihre Geheimnisse eindringt und je fester es auch mit seinem Herzen die einzelnen Wahrheiten erfasst, um so besser können sie das Leben des Kindes und des reifen Menschen formen. Das Verständnis ist der fruchtbare Boden, die Kraft und Heimeligkeit des Gemütes aber ist der befruchtende Tau, die beide zusammen die Keime der göttlichen Liebe und des Glaubens wachsen lassen. Nur wenn beide miteinander verbunden sind, wird der Samen des Wortes Gottes wachsen können.

Es wird so ganz begreiflich, dass die Forderung nach der Mundart als Sprache des Religionsunterrichtes immer wieder erhoben wird. Wenn in ihr von Gott und der Mutter unseres Heilandes, von Christus selbst und von den Engeln gesprochen wird, dann ist Gott nochmals so lieb und Maria nochmals so mütterlich, und der Heiland wird unser Bruder und die Engel unsere Gespielen; der Teufel aber wird doppelt unheimlich, wenn ihm nicht das Kind mit dem nötigen Humor entgegentritt, weil es sich schon in der Gnade Gottes geborgen weiss.

So ist die Mundart die Ausdrucksweise der Liebe und Güte; die Schriftsprache aber wird zur Sprache der allgewaltigen Autorität. Katecheten, die Gott mehr von der gütigen

Seite her erkennen lassen möchten, werden sich der Mundart fast unbewusst bedienen; Katecheten aber, denen die Autorität Gottes das wichtigste unterrichtliche Anliegen ist, werden ebenso leicht zur Schriftsprache greifen. Auch die Heilige Schrift ist in dieser Sprache der Autorität geschrieben*; und es ist gut so. Wenn auch die Schrift das Buch des Trostes und der göttlichen Liebe ist, so ist sie doch mit göttlicher Autorität geschrieben und will mit gebührender Ehrfurcht entgegengenommen werden. Und das Volk will sie in der Schriftsprache vernehmen, sei es am Sonntag bei der feierlichen Lesung in der Kirche, sei es auch am stillen Sonntagnachmittag zu Hause. Feierlich, klar und gesetzt, wie aus einer andern Welt muss sie klingen. Nur wenn die Mutter dem kleinen Kinde erzählt, dann tut sie das in der Mundart; aber dann hält sie sich auch nicht an den Text der Bibel, dann erzählt sie eben aus ihrem vollen Herzen heraus. Und wenn das Kind später die Geschichte in der Bibel in der Schriftsprache nachliest, dann spürt es beides: den Klang der mütterlichen Liebe und den Ton der göttlichen Autorität aus den heiligen Worten heraus.

Es wäre auch gar nicht recht, wenn nun dem kindlichen Verständnis zu lieb die Hoheit der Schriftsprache ganz verschwinden müsste. Es würde sich auch später rächen, wenn das Kind als Jüngling über die Grenzen seiner Heimat hinaus in die Fremde gehen muss. Wie wäre es bald einmal auch religiös eingeengt und benachteiligt, wenn es gewohnt wäre, in seiner Mundart zu beichten! Wie sollte ein fremdsprachiger Beichtvater, der die Muttersprache des jungen Menschen nur in ihrer Schriftform versteht, und das vielleicht noch mangelhaft genug, nun helfen können?

Aus dieser Sachlage heraus ist es begreiflich, dass in den untern Klassen der Volks-

* Bisher vorliegende Versuche, die Bibel in die Mundart zu übertragen, führten noch zu keinem endgültigen Ergebnis.

schule die Mundart die fast alleinige Unterrichtssprache ist. Aber auch hier werden die biblischen und die Katechismustexte doch schon in der Schriftsprache gelernt; und damit sie gelernt werden können, müssen sie eben übersetzt und mundgerecht gemacht werden. Aber auf dieser Stufe soll vor allem noch das Herz und die mütterliche Güte zum Kinde sprechen und auch in der Religion ihm entgentreten. Aber allmählich setzt die Schriftsprache mehr ein und erobert sich den ersten Platz. Nur mehr einzelne Teile des Unterrichtes werden in der Mundart geboten, vielleicht besonders schöne Erzählungen. Aber immer mehr muss sich auch schon aus psychologischen Gründen die Sprache der Autorität mit der Sprache des Herzens verbinden. Es wäre uns doch fast unmöglich, die zehn Gebote Gottes in Mundart lernen und aufsagen zu lassen. So wird auf der Oberstufe die Schriftsprache zur ordentlichen Unterrichtssprache, die Mundart aber zur Gelegenheitssprache des Unterrichtes. So ist es gut, und so möge es bleiben! Im allgemeinen wird es doch auch besser sein, die Erstbeichtenden schon dazu anzuhalten, in der Schriftsprache zu beichten. Gewiss, es ist so schön und klingt so ehrlich, wenn ein Erstbeichtknabe in Mundart seine Sünden bekennt; vielleicht geht es ihm auch leichter. Aber wir müssen über die engen Grenzen hinaus sehen und damit rechnen, dass er einmal irgendwo beichten muss, wo man nur die Schriftsprache versteht.

Alle diese Grundsätze dürfen aber nicht kleinlich angewandt werden. Eine gewisse Freizügigkeit soll gestattet sein, und besondere Verhältnisse verlangen immer auch besondere Lösungen und Antworten.

Aehnlich steht es auch mit dem Gebet. Immerhin muss gesagt werden, dass die allermeisten in der Schriftsprache beten, weil die Gebete im Unterricht und schon auf dem Mutterschoss in dieser Sprache eingeübt wurden. In neuester Zeit hat man begonnen, mit den ganz Kleinen mehr in ihrer Sprache

zu beten, um sie so vor einem gedankenlosen Plappern und Nachsprechen zu bewahren. Andererseits muss aber auch gesagt werden, dass unsere Schriftsprache z. B. des Vaterunsers oder des Gegrüsst seist Du doch sehr stark der Mundart angepasst ist. Und wer erst einen alten Bauern seine alten, schönen und so weihvollen Gebete verrichten hört, wie ich etwa meinen längst verstorbenen Grossvater, einen alten und gütigen Entlebucherbauern, beten hörte — diese Gebete steigerten sich zu wunderbarer dramatischer Kraft etwa in der Karwoche — der wusste nicht recht, ob sie nun in Mundart oder in der Schriftsprache gesprochen wurden. Aber das hat sie gerade so schön und merkwürdig weihvoll gemacht. Tatsächlich weichen ja bei uns die offiziellen schriftsprachlichen Gebete in ihrer Art von Landschaft zu Landschaft und von Tal zu Tal ab, und so leicht wird dann der Vorwurf gemacht, die Form eines Gebetes stamme von jenseits der Grenzen, wenn es ganz wörtlich aus dem Diözesankatechismus abgeschrieben ist.

Unser verdiente Chorherr Kronenberg sel. hat versucht, das Vaterunser und das Gegrüsst seist Du in die Mundart zu übersetzen. Seine Versuche sind aller Beachtung wert. Und doch konnten sie sich nicht durchsetzen beim schlichten Volke, denn es hat das bestimmte Gefühl, dass in der Schriftsprache gebetet werden müsse. Das ist wohl Gewohnheit aus den Kindertagen; aber vielleicht bewahrt uns diese Gewohnheit doch vor voreiligen Experimenten. Wenn eine Regel aufgestellt werden soll, dann mag sie ungefähr so lauten: Was offiziell gebetet wird, soll in der Schriftsprache gebetet werden, damit alle (verschiedenen Mundarten) mitbeten können; im privaten Gebete, besonders im privaten Gebete der Kinder, ist die mundartliche Gebetsweise nur zu begrüssen, weil dadurch die Innigkeit des Gebetes gefördert wird. Aber auch hier gilt die Regel: nur keine Kleinlichkeit; denn der Geist ist es,

der lebendig macht. Auf keinen Fall wollen wir uns durch eine momentane Psychose zu stark von erprobten Gewohnheiten abbringen lassen; was aber gut und vernünftig ist,

wollen wir gerne mitmachen. Wenn nur alles zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen geschieht!

H. Sch.

Lehrerin und weibliche Erziehung

Dialekt und Schriftsprache auf der Unterstufe

Unsere Mundarten drohen unter den fremden Einflüssen, besonders in den Randkantonen, immer mehr von ihrer Eigenart zu verlieren. Gewisse Ausdrücke, die vor ein paar Jahrzehnten noch Allgemeinut waren, heute höchstens noch von wenigen alteingesessenen Familien gebraucht werden, sind allmählich aus unsern Dialekten verschwunden. Wer z. B. würde noch im Baseldeutsch verstehen, was eine *Doggete* (Puppenstube) ist? Was aber unsere Mundart noch mehr gefährdet, sind jene Wörter, die wir einfach aus der Schriftsprache herübergenommen haben und sie etwas nach den Dialekten veränderten; und da wir uns so sehr daran gewöhnten, lässt es den Zweifel aufkommen, dass die kommende Zeit das Uebel kaum zu beheben noch imstande sein wird. Wer gibt sich noch Rechenschaft darüber, wenn im Gespräch oder in Vorträgen in der Mundart Satzwendungen wie: und dann, statt: *derno*, oder: damit, statt: *dass*, *ass*, gebraucht werden, die dem Dialekt vollständig fremd sind?

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn unsere Schüler und Schülerinnen einen Dialekt mit in die Schule bringen, der eine Menge Fehler in sich birgt. Diese „Unarten“ zu verbessern, bildet einen wichtigen Teil der Spracherziehung im Sprachunterricht, aber auch im Verkehr ausserhalb der Stunde.

Immer seltener wird es, dass ein kleines Mädchen von seinem „*Ditti*“ erzählt; was es im Arm trägt, ist ein „*Puppi*“. Zum Znüni wird es nicht mehr „*e-n-Angge-*

schnitte“ aus dem Schulsack herausholen, sondern „*e Butterbrot*“. Der Bub geht auch nicht mehr in „*Zologischegarte Leu und e Vogelstrussaluege*“, im „*Zodr Löwe und dr Vogelstraussaseh*“ (ansehen) ist gebräuchlicher. Die Verben: *alege* und *abzieh* verschwanden fast gänzlich auf Rechnung von *azieh* und *uszieh* (anziehen und ausziehen). Es trägt auch niemand mehr „*e Strauhuet*“, sondern nur noch „*e Strohhuet*“ (Stroh). Dass die Leute keinen „*Kaschte in dr Stube*“ mehr stehen haben, dafür aber „*e Schrank im Zimmer*“, gilt für moderner. Auch holt man nicht mehr „*e Waibe bim Beck*“, „*e Kueche vom Becker*“ schmeckt besser; der erste *bacht* und der andere *backt* (backen) sie. Dass „*e Schnuppe*“ ebenso unangenehm ist wie „*e Schnupfe*“ (Schnupfen) wissen alle; auch wischt „*e Staublumpe*“ so gut den Staub wie ein „*Staublapp*“. Und was für eine Freude hat das Kind an einem *Helgli* (von heilig), das es bekommt, ein *Bidli* (Bild würde diese kaum zu steigern vermögen.

Wollten wir noch auf die Unmenge fremdsprachiger Ausdrücke hinweisen, die zum täglichen Sprachgebrauch geworden sind, ich nenne nur einen ganz häufigen wie: *Pullover* statt *Lismer* oder *Tschöope*, dann würde die Skala kein Ende nehmen.

Wir wissen alle, dass die Sprache eine der stärksten Bindungen mit der Heimat dar-